

Felix Escher

Berlin wird Metropole

EINE GESCHICHTE DER REGION

Inhaltsverzeichnis

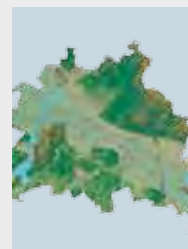
Einleitung

6

I. Das Erbe des Mittelalters

Ein altes Durchgangsland – Flusseinmündungen als Handelszentren | Spandau, Köpenick und Berlin – das heutige Landschaftsbild entsteht | Mittelalterliche Dorfsiedlungen mit dem Anger als Dorfmittelpunkt | Die Berliner Hufen – die größte zusammenhängende Ackerfläche Brandenburgs | Das Ende der städtischen Autonomie

8



II. Die Entstehung der „Berliner Zentrallandschaft“ (1540–1800)

Kirche und Kurfürst – die künftige Westausrichtung der Stadt wird angelegt | Jagdgebiete, Haupt- und Nebenresidenzen – die „Berliner Zentrallandschaft“ ist herrschaftlich geprägt | Festung und Neusiedlung in Stadt und Land | Die Versorgung wird gesichert – agrarische und gewerbliche Neusiedlungen im Umland

26



III. Das Zeitalter der industriellen Revolution (1800–1870)

Die Gewerbestadt am Beginn des 19. Jahrhunderts | Veränderungen außerhalb der Zollmauer | Wohnen, Arbeitsplätze und Arbeitskräfte – Stadterweiterung und fehlende Stadttechnik | Die Anfänge einer städtischen Infrastruktur | Randwanderung der Industrie und Stadtplanung durch Bau- und Gartenkünstler | Ein Plan für vier Millionen Einwohner

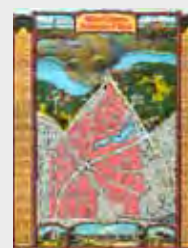
44



IV. Berlin ist Kaiserstadt (1871–1918)

Die Reichshauptstadt erhält ihre Infrastruktur | Mietskasernen, Villenterrains und Schienenverkehrsmittel | ein „Kranz blühender Vororte“ soll „Berlin in Schach“ halten | Vom Wettbewerb Groß-Berlin zum „Zweckverband“ | Berlin im Ersten Weltkrieg

60



V. Berlin und die Weimarer Republik (1918–1933)

Eine Stadt und 20 Stadtbezirke – die Einheitsgemeinde Berlin von 1920 | Freizeitangebote für vier Millionen Menschen | Licht, Luft und Sonne – öffentlich geförderte Wohnsiedlungen jenseits der engen Mietshausbebauung | Mobilität für alle – der Ausbau der Massenverkehrsmittel | Die Stadt in der Krise und das Ende der Demokratie

86



VI. Berlin unter nationalsozialistischer Herrschaft (1933–1945)

104

Zwischen Weltwirtschaftskrise und den Olympischen Spielen von 1936 | Große Pläne – der Umbau zu „Germania“ | Verwirklichte Pläne – Kasernen und Rüstungsbetriebe im Zeichen der Aufrüstung | Berlin im Zweiten Weltkrieg – Arbeitslager und Luftschutz | Das Ende



VII. Die Viersektorenstadt Berlin (1945–1961)

118

Die Siegermächte richten sich ein | Die Trümmerstadt – das Ausmaß der Zerstörungen | Der wachsende Gegensatz zwischen den Alliierten – Blockade und Abgrenzung vom Umland | Der Beginn des Wiederaufbaus in Ost und West – Stadtplaner und Architekten im Kalten Krieg



VIII. Der 13. August 1961 – die vollständige Teilung der Stadt (1961–1989)

134

Der Bau der Mauer | Im Schatten der Mauer | Großsiedlungen und Wiederaufbau | Abriss oder Modernisierung? – Der Beginn der Flächensanierung | Die Rückbesinnung auf die Innenstadt in beiden Stadthälften



IX. Die wiedervereinigte Bundeshauptstadt

154

Berlin wird Sitz der Bundesregierung | Was wird aus der geteilten Stadtmitte? – Wettbewerbe und die Wiedergewinnung der historischen Stadt | Die letzten Brachen verschwinden | Ausbau nach Brandenburg oder Bebauung der Erholungsflächen?



Chronologie

170

Literatur

174

Abbildungsnachweis/Impressum

176



Dieser Kupferstich aus dem 19. Jahrhundert zeigt die Petrikirche, deren um 1230 erbaute Vorgängerin als Stadtpfarrkirche zu Cölln zu den ersten fünf Kirchen der Doppelstadt Berlin-Cölln gehörte.

Einleitung

Eingebettet in die Seen- und Waldlandschaft Brandenburgs entstand durch das „Gesetz über die Bildung einer neuen Stadtgemeinde Berlin“ vom 27. April 1920 die „Einheitsgemeinde Berlin“, in der acht Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke vereinigt wurden – die mit Abstand größte und bevölkerungsstärkste deutsche Stadt. Obwohl ihre Außengrenzen bis heute nur unwesentlich verändert wurden, hat sie diesen Rang in Mitteleuropa verteidigt und ist zum Mittelpunkt der ebenfalls in Mitteleuropa einmaligen „Metropolregion Berlin-Brandenburg“ geworden.

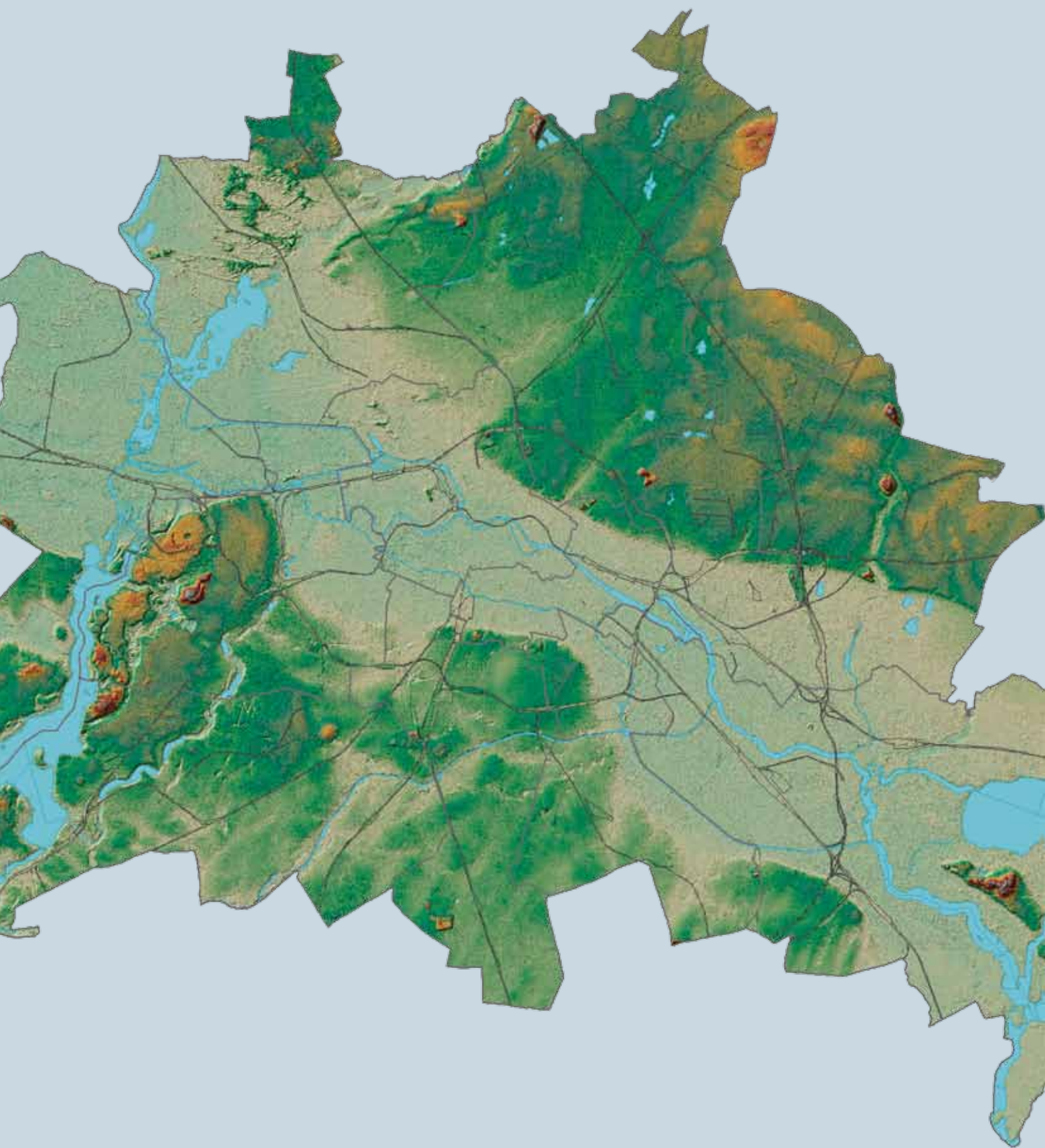
Über die Siedlungsanfänge geben nicht schriftliche Aufzeichnungen, sondern die in den letzten Jahrzehnten gewonnenen Ergebnisse intensiver archäologischer Forschung Auskunft. Dabei ist auch in der Zukunft noch manch interessantes Detail zu erwarten. Dies betrifft nicht nur den im Spreetal gelegenen Kernbereich der Doppelstadt Berlin-Cölln, sondern auch das heutige gesamte Stadtgebiet. Die günstige Lage an den durch den Raum zwischen Elbe und Oder führenden Wasser- und Landwegen führte bereits im Mittelalter zum Aufstieg der an der Spree gelegenen Doppelstadt zum wichtigsten Handelszentrum in der Mitte des brandenburgischen Herrschaftsgebietes. Die nahezu gleichzeitig mit der hochmittelalterlichen Stadt entstandenen Dörfer und wenigen älteren Siedlungen im Umkreis standen seit ihrer Entstehung in wirtschaftlichem Austausch mit der Doppelstadt. Folgerichtig wurde, als relativ spät unter den deutschen Landesherrn sich auch die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg eine ständige Residenz einrichteten, Berlin-Cölln dazu bestimmt. Die Landesherrschaft setzte seit dem späten 16. Jahrhundert mit ihren Bedürfnissen die Akzente in einer durch sie geprägten Zentrallandschaft und schuf die Grundlagen für die im 18. Jahrhundert europaweit anerkannten königlichen Residenz und Hauptstadt. Im 19. Jahrhundert, der Zeit der Industrialisierung und eines gigantischen Bevölkerungswachstums, wurde Berlin zu einem industriellen

Fertigungszentrum von europäischem Rang. Als staatlicher, wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt des deutschen Kaiserreiches konnten nicht nur Defizite in der strukturellen Entwicklung des Stadtkörpers in kurzer Zeit aufgeholt, sondern sogar eine Vorreiterfunktion übernommen werden.

Kurz nachdem 1920 die heutige Stadtgemeinde geschaffen wurde, war der bisherige Höhepunkt in der Stadtentwicklung erreicht. Es folgte ein beispielloser Niedergang, der mit der Zerstörung des Stadtorganismus im Zweiten Weltkrieg endete. Die vier Hauptsiegermächte bestimmten nach der deutschen Niederlage die Geschicke sowohl Deutschlands als auch der Stadt Berlin. Die zwischen ihnen entstandene Gegnerschaft führte global zum Kalten Krieg und lokal zur Teilung der Stadt Berlin und zur Abgrenzung von ihrem natürlichen Hinterland. Doch blieb sie eine Klammer in dem in zwei Staaten gespaltenen Land. Erst vor nunmehr 30 Jahren war es möglich, die Teilung aufzuheben, und eine neue Entwicklung der Hauptstadt Deutschlands konnte beginnen.

Durch die besondere Geschichte im Verlauf des 20. Jahrhunderts ist das zuvor stets aufstrebende und deshalb „geschichtslos“ genannte Berlin mit seinen in Rückschlägen erlittenen Narben erst wahrhaft im Kreis der „alten“ europäischen Metropolen angekommen. Doch auch zuvor hat jede Stufe ihrer Entwicklung charakteristische, bis heute im Siedelbild erkennbare Spuren hinterlassen. Der Gang der brandenburgischen und deutschen Geschichte spiegelt sich gleichsam in der Siedlungsentwicklung des Berliner Raumes wider. Heute reichen die Entwicklungslinien des Berliner Siedlungssterne weit über die jetzt hundertjährigen Stadtgrenzen hinaus in das Land Brandenburg hinein. Ihnen liegen alte Verkehrswege zugrunde, die wiederum allein aus der Geschichte zu verstehen sind.

Es ist mein Anliegen, mit diesem Buch – ähnlich einer archäologischen Ausgrabung – ein Profil durch die Berliner Siedlungsgeschichte zu legen und damit eine Art Stratigrafie der Stadt zu erstellen und als Historiker deren wesentliche Schichten zu erklären.



Die Reliefkarte von Berlin zeigt den Naturraum, in dem die Siedlung einst entstand. Im Norden wird das Urstromtal vom Höhenzug Barnim, im Süden vom Teltow begrenzt.

I.

Das Erbe des Mittelalters

Ein altes Durchgangsland – Flusseinmündungen als Handelszentren

Die Naturlandschaft unseres Raumes erhielt in der letzten Eiszeit, die ihren Höhepunkt vor etwa 20 000 Jahren hatte, ihre heutige Gestalt. Charakteristisch für ihn ist das von Südosten nach Nordwesten das Berliner Gebiet durchziehende Warschau-Berliner Urstromtal, das ursprünglich durch Schmelzwässer der gewaltigen Eispanzer geschaffen wurde und heute von der Spree, die vor Köpenick die seenartig erweiterte Dahme genommen hat, bis zur Mündung in die Havel durchflossen wird. Das Tal besteht aus mit Torf- und Moorböden durchsetzten Flusssanden und auch trockeneren Dünensandinseln. Da kaum Gefälle bestehen, fließen die Gewässer im Tal unter vielen Windungen und Verzweigungen. Das Urstromtal wird von bis zu 15 Meter hoch aufragenden Plateaus, im Norden vom Höhenzug Barnim, im Süden vom Teltow, begrenzt. In diesen höher gelegenen Gebieten finden wir an vielen Stellen die Hinterlassenschaften der einstigen Gletscher, von ihnen mitgeführte, aus Sand, Lehm, Steinen und Sand bestehende Schuttmassen. Der Lehmanteil in den hügeligen Plateaus macht diese für den Ackerbau eher geeignet als die sandigen Täler. Mitunter haben in den Boden gepresste Eisblöcke feuchte Stellen, einzelne Teiche oder auch ganze Seenkette hinterlassen. Die durch die Eiszeiten gestaltete Naturlandschaft bildet so die älteste Schicht, die unseren Raum prägt.

Doch wie die meisten mitteleuropäischen Gebiete ist der Raum zwischen Elbe und Oder und damit der Berliner Raum zugleich altes Kulturland. Menschen suchten unseren Bereich wohl schon in der Zeit zwischen den letzten Eiszeiten, das heißt vor rund 50 000 Jahren, auf. Nach der letzten Eiszeit vor rund 10 000 Jahren sind Rastplätze, die der altsteinzeitliche Mensch in der damaligen Tundra als Jäger von Rentieren anlegte, im Berliner Raum aufgefunden worden. Seit rund 5000 Jahren, als das Klima in unserem Gebiet bereits dem heutigen ähnelte, wurde der – im mitteleuropäischen Vergleich nicht sehr fruchtbare – Boden für die Landwirtschaft genutzt. Die dafür angelegten bäuerlichen Siedlungen bestanden allerdings nur für wenige Generationen. War der Boden ausgelaugt, so legte man die Äcker samt der zugehörigen Siedlung in einem neuen, bisher unbebauten Gebiet an. Es gab ja genug davon.

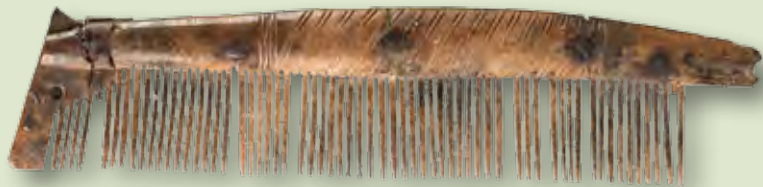
Das von zahlreichen Wasserläufen durchzogene Gebiet zwischen Elbe und Oder zog immer wieder neue Völkerschaften an, die hier eine vorübergehende oder dauerhafte Heimat suchten. Die Wasserläufe bildeten von der Vorzeit bis in das Mittelalter die wichtigsten Straßen.

Die frühesten Ackerbauern im Berliner Raum werden noch der ausgehenden Jüngerer Steinzeit zugeordnet. Ihnen folgten unterschiedliche, nach den archäologischen Funden und Fundorten benannte Kulturen der Bronzezeit. Um 1000 v. Chr. bestand be-

Slawen

Wie die romanischen und germanischen Völkerschaften gehören die slawischen Völker zu dem westlichen Teil der indogermanischen Sprachfamilie. Von ihrer vermuteten Heimat im Gebiet zwischen Weichsel und Dnjepr begann in der Spätantike/Völkerwanderungszeit die Siedlung in die von ihrer bisherigen Bevölkerung weitgehend verlassenen Bereiche in Südost- und seit dem 8. Jahrhundert auch Mitteleuropa. Um das Jahr 1000 gelang es den ostslawischen Völkern, um Kiew und Moskau Großreiche zu schaffen, die sich kirchlich an Byzanz orientierten. Aber auch im westslawischen Polen und in Böhmen wurden mit dem dortigen Siegeszug des römischen Christentums politisch selbstständige Herrschaftsorganisationen geschaffen. Die westlich davon im Gebiet südlich der Ostsee bis zum Main zwischen Elbe und Oder ansässigen slawischen Stämme, die durch das Reich der Karolinger und später von den sächsischen Königen aus dem Haus der Ottonen bedrängt waren, gerieten in tributpflichtige Abhängigkeit von ihren westlichen deutschen Nachbarn. Der Aufstand von 983 n. Chr. und weitere Zwistigkei-

ten hatten im Norden des Gebietes die von König Otto I. aufgerichtete Kirchenorganisation zum großen Teil vernichtet. Lediglich in dem südlichen, nach den „Sorben“ bewohnten Siedlungsbereich, der Lausitz und Obersachsen, blieben eine sächsische Oberherrschaft und die Kirchenorganisation bestehen. Eine vollständige Einbeziehung des Raumes zwischen der Ostsee und der Lausitz in das Deutsche Reich erfolgte erst im 12. Jahrhundert. Die zahlenmäßig starke deutsche Zuwanderung führte dazu, dass es zur raschen Assimilation der hier ansässigen Slawen kam. Lediglich in Gegenden mit schwachem Zuzug und dichter slawischer Besiedlung, etwa in der Lausitz bis in die Gegenwart oder im Hannoverschen Wendland (bis in das 17. Jahrhundert), erhielten sich die örtlichen slawischen Sprachen.



Dieser Kamm slawischer Herkunft, der in Spandau gefunden wurde, weist auf die slawische Besiedlung des Ortes hin.

reits eine beachtliche Siedlungsdichte, die später für lange Zeit nicht mehr erreicht wurde. In der um Christi Geburt beginnenden Römischen Kaiserzeit gerieten die Bewohner zwischen Rhein und Weichsel zum ersten Mal in das Blickfeld antiker Autoren. Zu dieser Zeit siedelten germanische Stämme in dem Raum zwischen Elbe und Oder. Im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. verließen die Germanen im Zuge der Völkerwanderung ihre Heimat und schlossen sich den großen Völkerströmen nach West- und Südeuropa bis nach Afrika an.

Die aufeinander folgenden, hier kurz angesprochenen Siedlergruppen vermochten es noch nicht, den Raum nachhaltig zu gestalten. Lediglich archäologische Funde und wohl auch die über lange Zeiträume an die nachfolgenden Siedler übermittelten Flussnamen wie Havel und Spree erinnern in der Gegenwart an ihre einstige Existenz. Erst im frühen Mittelalter,

der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr., sollte sich dies ändern. In das nur noch von einer zahlenmäßig geringen Bevölkerung bewohnte Gebiet zogen nach einem vermutlich längeren Zeitraum ab dem 7. Jahrhundert n. Chr. slawische Völkerschaften ein. Auch sie betrieben Ackerbau und Viehzucht. Sie siedelten oft in unmittelbarer Gewässernähe, sodass durch den Fischfang die Ernährungsgrundlage erweitert werden konnte. Die archäologische Forschung unterscheidet die Slawenzeit in drei Perioden: Die frühslawische Zeit beginnt mit der slawischen Siedlung; das 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. gehören zur mittelslawischen Zeit; daran schließt sich die spätslawische Zeit an, die bis in das 12. Jahrhundert reicht. Zu den Fundplätzen der frühslawischen Periode gehört ein Siedlungsplatz an der Spree im späteren mittelalterlichen Stadtzentrum, der bald wieder aufgegeben wurde.

An strategisch wichtigen Stellen wie der Mündung der Dahme in die Spree und der Spreemündung in die Havel wurden bereits im 7. Jahrhundert Burgen angelegt. An dem südlichsten Punkt des circa zwei Kilometer breiten, sich in viele einzelne Flussarme verzweigenden Binnendeltas, in dem die Spree in die Havel mündet, entstand nicht nur eine Burg, die als Sitz einer Burgherrschaft gedeutet werden kann, sondern auch zumindest seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. eine Vorburgesiedlung mit Speichern und Magazinen. Dort gefundene, nicht am Ort entstandene Gegenstände lassen vermuten, dass das Gebiet bereits zu dieser Zeit ein überregionales Handels- und Wirtschaftszentrum darstellte. Köpenick hatte zu dieser Zeit geringere Bedeutung. Weitere Burgen, etwa in Blankenburg an der Panke, wurden im 10. Jahrhundert n. Chr. aufgegeben. Vom Herzogtum Sachsen westlich der Elbe begannen die Könige aus dem Hause der Ottonen ab 929 n. Chr. das angrenzende Slawenland zu unterwerfen. Damit endete die sogenannte frühslawische

Epoche. Die Brandenburg wurde erobert, und an den Burgen in Spandau und Köpenick, deren Mauern aus Holz und Erde bestanden, konnten Brandreste aus diesem Zeithorizont festgestellt werden. Das westlich der Elbe ansässige Königtum beschränkte sich auf eine Tributherrschaft unter einheimischen Herren. Dazu gehörte der Wiederaufbau der Burgen in dem von den Archäologen als mittelslawische Periode bezeichneten Zeitabschnitt. Nach 948 wurden in Brandenburg und Havelberg für eine künftige Kirchenorganisation Bistümer errichtet. 983 erfasste ein Slawenaufstand, der von einem Verbund von Stämmen im späteren Grenzgebiet zwischen Mecklenburg, Pommern und Brandenburg ausging, auch den Raum um die Havel. Die an den Bischofssitzen entstandenen Kathedralen wurden zerstört und die christliche Kirchenorganisation beseitigt. Der Bischof von Brandenburg konnte nur knapp in das sächsische Land westlich der Elbe entfliehen. Wiederum scheinen die Burgen in Spandau und Köpenick niedergebrannt worden zu sein.

Rekonstruktion der Burg und Siedlung Spandau im 10. Jahrhundert



Mit dem Slawenaufstand begann die spätslawische Periode und damit die letzte Phase der Selbstständigkeit der Elbslawen. Das Bündnis des Aufstandes von 983 verlor im Verlauf des 11. Jahrhunderts seine Macht. Kleinere Herrschaften traten an seine Stelle. Die Havelslawen, die in westlichen Quellen als „Heveller“ geführt wurden, sich selbst aber „Stodoranen“ nannten, hatten wieder eine eigene Herrschaft gebildet, deren Mittelpunkt Brandenburg war. Ihr letzter Fürst, Pribyslaw, der sogar als „König“ titulierte wurde, war ebenso wie seine Frau Christ und hatte den Taufnamen „Heinrich“ angenommen. Seine Herrscher Gewalt dürfte sich über das Einzugsgebiet der Havel und damit auch Spandau erstreckt haben. Am Spandauer Burgwall entwickelten sich, wie die archäologischen Funde ausweisen, in der zweiten Hälfte des 11. und ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts größere, außerhalb der Burg, aber in deren Schutz gelegene nichtagrarische Siedlungen. Die hier im 11. Jahrhundert begonnene Entwicklung zur „Burgstadt“ mit Burgbereich, Suburbium (Vorburbereich), der Kaufmannssiedlung, dem Markt und Handwerkerquartier(en) ist für Spandau allein aus den archäologischen Funden zu erschließen. Der

Marktverkehr entwickelte sich umso stärker, je mehr das Hinterland als Siedlungsraum erschlossen wurde. Der Marktverkehr ist durch die Funde von Hacksilber sowie von Gewichten und Waagen hinreichend nachgewiesen worden. Die Burgwallsiedlung hatte mithin sowohl Fernhandels- als auch Nahversorgungsfunktion und wurde auch von auswärtigen Händlern besucht, da sie an einem wichtigen Ost-West-Handelsweg zwischen Hildesheim/Magdeburg über Posen in das Kiewer Russland gelegen war. Schon durch die Reiseberichte des aus Spanien nach Mitteleuropa gereisten Ibrahim Ibn Jaqub aus dem 10. Jahrhundert wissen wir, dass auch jüdische Händler an dem Handel im Slawengebiet beteiligt waren. Ein bedeutender Hinweis auf die frühe Bedeutung Spandaus für die jüdische Gemeinde ergibt sich aus dem Umstand, dass die Berliner Juden ihre Toten zunächst bei Spandau bestatteten, bis sie über einen eigenen Friedhof verfügten. Doch nicht nur fremde Fernhändler, auch einheimische slawische Kaufleute dürften am Handel teilgenommen haben.

Im Gebiet der östlich der Heveller wohnenden Sprewanen, für das Köpenick ein Burgbezirksmittelpunkt gewesen ist, kam es nicht zur Ausbildung einer Burgstadt, obwohl wichtige Handelswege von Brandenburg über Spandau und Köpenick führten. Die Burg war – wie auch das zugehörige Siedlungsgebiet – vergleichsweise bescheiden ausgestattet. Dennoch war sie herrschaftlicher Mittelpunkt. Dies ergibt sich daraus, dass sich ihre Bewohner wesentlich von Fleisch und Fisch ernährten, von Nahrungsmitteln, die nicht im unmittelbaren Burgbereich produziert werden konnten und etwa als herrschaftliche Abgabe in die Burg gebracht wurden. Handwerker (Töpfer, Schmiede) hatten sich im Vorburbereich angesiedelt, ohne dass es – wie am Spandauer Burgwall und in Brandenburg – zu einer städtischen Entwicklung kam.

Am Spandauer Burgwall – wie an vielen anderen Siedlungsplätzen – konnten Archäologen die in Schichten übereinanderliegenden einzelnen Etappen der Siedlungsentwicklung, die nachhaltig die Entwicklung bestimmten, herauspräparieren. Die Ausgräber unterschieden acht Hauptphasen der Siedlung.

Der Übergang von der slawischen Burgstadt zur hochmittelalterlichen Rechtsstadt deutscher Prägung begann für Spandau nach dem Tod von König Pribyslaw-Heinrich im Jahr 1150. Seine Witwe hatte dem sächsischen Markgrafen Albrecht dem Bären



Grabstein von Benjamin, Sohn des Mordechai, vom jüdischen Friedhof Spandau aus dem Jahr 1284



Jaxa von Köpenick im Panzer, links trägt er eine Fahne und einen Schild, rechts einen Palmzweig. Münze aus dem 12. Jahrhundert



Markgraf Albrecht der Bär mit Rüstung, Schild und Fahnenlanze auf einem Pferd reitend. Münze aus dem 12. Jahrhundert

[Münze], der als Erbe vorgesehen war, die Burg Brandenburg geöffnet. Ein Angehöriger des brandenburgischen Königshauses, Jaxa, der in Polen eine „fürstliche Stellung“ besaß, bemächtigte sich wenig später der Brandenburg. Jaxa oder Jaczo ist mit guten Gründen als der von einer Anzahl von Münzen bekannte Jaczo/Iakza von Köpenick (Copnic/Coptnik) identifiziert worden. Er wird auf den Münzen als bärtiger christlicher Herrscher dargestellt und trägt einen Palmenzweig, auf einer weiteren Münze neben einer Lanze ein Patriarchenkreuz. Mithin war er – wie sein Verwandter Pribyslaw-Heinrich – bereits Christ. Die mit dem Ausflugsort Schildhorn an der Havel verbundene Sage von einem christlich-heidnischen Entscheidungskampf und einem damit verbundenen Gelübde Jaxas/Jaczos zum Übertritt zum christlichen Glauben ist ohne historischen Bezug.

1157 konnte Markgraf Albrecht der Bär mit der Hilfe anderer Herrschaftsträger, wie etwa des Erzbischofs von Magdeburg, die Burg Brandenburg zurückerobern und so dauerhaft seinen Herrschaftsanspruch sichern. Ob Köpenick zu diesem Zeitpunkt noch unter der Herrschaft Jaxas stand, ist ungewiss. Mit der Brandenburg dürfte auch der zweite Fürstensitz der Heveller, der Spandauer Burgwall, in die Gewalt Albrechts gekommen sein. Doch an der Havel endete zunächst sein Herrschaftsgebiet. Der noch siedlungsleere Raum um die spätere Doppelstadt Berlin-Cölln wurde das Ziel konkurrierender Herrschaften: Neben den askanischen Markgrafen, Albrecht dem Bären und seinen Nachfolgern, die sich von der Brandenburg aus ost-

wärts wandten, bemühte sich Erzbischof Wichmann von Magdeburg, die ihm verliehenen Rechtsansprüche auf Lebus an der Oder, in dem von polnischen Fürsten ein Bistum gegründet worden war, umzusetzen. Wohl im Einvernehmen mit dem ihm verwandten Markgrafen Konrad der Lausitz hatte sich der Erzbischof die Gebiete um Jüterbog und Dahme sichern können. Der wettinische Markgraf Konrad (1190–1210) aus dem Geschlecht, das auch die Markgrafen von Meißen stellte, war im Jahr 1209 im Besitz von Köpenick, wo er eine Urkunde für das Kloster Buch in Sachsen ausstellte. Spandau und Köpenick gehörten somit im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert zu unterschiedlichen Herrschaftsgebieten, bis auch noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Land von Köpenick bis zur Oder zum Machtbereich der jetzt „von Brandenburg“ genannten askanischen Markgrafen geriet.

Spandau, Köpenick und Berlin – das heutige Landschaftsbild entsteht

Die mit der deutschen Herrschaft seit dem 12. Jahrhundert eingezogenen neuen Rechts- und Herrschaftsverhältnisse brachten für das Landschaftsbild im Raum zwischen Elbe und Oder große Veränderungen. Eine spektakuläre Siedlungsverlegung fand an der Spree-mündung statt. Die slawische Kaufleute- und Handwerker-siedlung im Schutz des slawischen Burgwalls auf der Burgwallinsel am Südausgang des Binnendeltas der Spree wurde aufgegeben. Der Örtlichkeitsname

„Spandauer Burgwall“ und wohl auch der Hauptweg auf der verlassenen Burgwallinsel erinnern seitdem an die Vergangenheit. In einer Entfernung von etwas mehr als einem Kilometer nördlich des Burgwalls entstand am Westufer der Havel eine neue Marktsiedlung, der Kern der heutigen „Altstadt Spandau“. Die Marktsiedlung wurde – wie archäologische Ausgrabungen gezeigt haben – sehr rasch umwallt. Die spätere Stadtkirche St. Nikolai blieb dabei noch außerhalb dieser ersten Stadtbefestigung, ebenso die nördlich eines kleinen Baches gelegene slawische Siedlung Behnitz. Dieser Name ist von einer slawischen Bezeichnung für ein „abflussloses Wasserloch“ abgeleitet, dem im Niederdeutschen das Wort „Kolk“ entspricht. Beide Örtlichkeitsnamen haben sich nebeneinander als Straßennamen erhalten. Es hat mithin zwischen

Slawen und Deutschen das gegeben, was Sprachwissenschaftler „institutionellen Sprachkontakt“ nennen. Wohl im frühen 14. Jahrhundert wurde auch dieser Bereich – ebenso wie der der Stadtkirche – in den Ring der steinernen Stadtmauer einbezogen. Im späten 12. Jahrhundert waren zwischen Spandau und Köpenick nördlich und südlich einer Spreefurt die Kaufleutesiedlungen Berlin und Cölln entstanden, die sich im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts zur Doppelstadt Berlin-Cölln entwickelten. In den nun entstandenen neuen Städten war nicht mehr der Burgherr die allein maßgebende Obrigkeit. Aus der Bürgerschaft heraus wurden Ratsleute bestimmt, welche die Städte nach innen und außen vertraten. Die Lage im brandenburgischen Gewässernetz war eine Grundlage für den Erfolg der Stadtgründung. Im „Buch der Privilegien“,



Seite aus dem Berlinischen Stadtbuch, in dem das Privileg des Zoll- und Stapelrechts von 1298 dokumentiert ist

„Echte“ und „falsche“ Kie(t)ze

Bereits in der Slawenzeit gehörten zu den Burgen Personen, die für den Erhalt der Verteidigungsanlagen zu sorgen hatten. Sie waren in den umliegenden Siedlungen angesiedelt und mussten für Dienste aller Art zur Verfügung stehen. Bezahlt wurden sie nicht mit Geld, sondern mit besonderen Vorrechten (Privilegien), die ihre Existenz sichern sollten. Die wertvollsten dieser Rechte waren Fischereimonopole. Die deutschen Markgrafen von Brandenburg übernahmen diese Einrichtung. In unmittelbarer Nähe der Burgen – im Berliner Raum in Spandau und Köpenick – wurden für diese Personengruppe besondere, „Kietz“ genannte Siedlungen angelegt. Der Begriff ist wohl von einer slawischen Bezeichnung für „Hütte“, „kiza“, abgeleitet. In Köpenick befindet sich der Kietz noch auf der im Hochmittelalter zugewiesenen Stelle. In Spandau musste wegen des Festungsbaus der Kietz mehrfach verlegt werden, zuletzt im 19. Jahrhundert nach Tiefwerder. Es gelang den stets wohl organisierten Kietzern im Laufe der Zeit, die Dienstpflichten abzulösen und dabei die mit den Hausstellen verbundenen Privilegien zu erhalten. Deshalb kann die heute als „Fischersozietät Tiefwerder-Pichelsdorf“ firmierende Gemeinschaft Angelkarten für das ihnen im Mittelalter zugewiesene Fischereigebiet ausstellen. Auch wenn sie sich heute auf ein verhältnismäßig „spätes“ Privileg (von 1515) beruft, handelte es sich bei diesem nur um eine Bestätigung bereits älterer Rechte. So dürfte die Sozietät der Nachfahren der einstigen Spandauer Dienstleute die älteste noch bestehende juristische Gemeinschaft unseres Raumes sein. Welcher moderne Angelkunde der Fischersozietät wird sich bewusst sein, dass er gerade einen Anteil am Recht mittelalterlicher Dienstleute erworben hat?

Die Bewohner des Köpenicker Kietzes wurden 1387 als die wende uf dem kitze bezeichnet. „Wendisch“ ist hier nicht als Bezeichnung einer Volksgruppe gemeint, sondern als rechtlicher Terminus: Es gab ein „wendisches Recht“. Die Unter-



Denkmalgeschütztes Fischerhaus in der Straße „Kietz“ in der Altstadt von Köpenick. Der Kietz entstand im 13. Jahrhundert, die Häuser stammen aus dem 18. und 19. Jahrhundert

suchung der Sprache der Kietzer hat keinen Nachweis über das Fortleben der slawischen Sprache und die archäologischen Sondierungen keine Fortbenutzung der in slawischer Zeit benutzten Gebrauchsgegenstände erbracht. Lediglich der Amtstitel des Vorstehers des Kietzes (pritzstabel) ist ein Hinweis auf die Herkunft der Institution aus slawischer Zeit. Als Dienste werden in einer Matrikel der zu dem Schloss Köpenick gehörigen Gewässer für die Zeit vor 1487 angegeben, dass sie „mit Kahnen zu fahren oder ander dienste, wann ihnen der Amtman zu Köpenigk oder meins gnedigen Herrn Kuchenmeister zu Berlin gebieten“, leisten mussten. Bei dem Köpenicker wie bei dem ehemals in Spandau vorhandenen Kietz handelt es sich um „echte“ Kietze. Sie hatten an mittelalterlichen Burgorten vor allem in der Mark Brandenburg eine gewisse Verbreitung. Die Nachbarschaftsgemeinschaft der eng nebeneinanderliegenden Fischerhäuser regte offenbar dazu an, auch andere „Nachbarschaften“ mit dem Begriff „Kiez“ (ohne t!) zu versehen. Aus der zunächst abfälligen Bezeichnung für vernachlässigte Bereiche (z. B. „Beusselkiez“) ist heute das „Kiezgefühl“ geworden – zumindest im Raum Berlin-Brandenburg etwas Positives.

einem Abschnitt des wohl zu Beginn des 15. Jahrhunderts vom Rat zusammengestellten Berlinischen Stadtbuches (die Sammlung aller rechtserheblicher Dokumente der Stadt), ist als erstes Privileg eine auf den 7. Mai 1298 datierte Urkunde des Markgrafen Otto V. unter anderem über das der Stadt verliehene Recht der

Niederlage (Zoll und Stapel) aufgeführt. Dort heißt es zu weiteren Zollrechten, „dass die vorbesagten Ratsmänner und Gemeinde in Berlin den Zoll, den wir und unsere Vorfahren jährlich von dem Holz, das durch Köpenick geführt und ‚Flöße‘ genannt werden und von den Schiffen, die bisher Zoll zwischen dem Berli-

ner Mühlendamm und Fürstenwalde verkehren, erhoben haben, für 220 Pfund aus der brandenburgischen Münze verkauft haben ... Diesen Zoll übergeben wir den Bürgern zu ewigem Besitz und verpflichten uns, unsere Erben und alle etwaigen Nachfolger, jede einzelne dieser Bestimmungen einzuhalten.“ Nicht nur in westliche Richtung, wo in Hamburg der „Berliner Roggen“ bereits zu dieser Zeit eine Sortenbezeichnung war, ging der Berliner Handel. Auch östlich der Stadt waren die heimischen Kaufleute aktiv.

Am Ostufer der Havel wurde von den Landesherrn, wohl den brandenburgischen Markgrafen, an der Stelle einer slawischen Befestigung des Nordarmes der Spree eine steinerne Burg mit einem vermutlich noch im 13. Jahrhundert begonnenen gewaltigen Turm, dem heutigen Juliusturm, errichtet. Die Fundamente der freigelegten slawischen hölzernen Vorbefestigung sind Teil des zur Besichtigung offenen „Archäologischen Fensters“ auf der heutigen Zitadelle Spandau. Bereits 1197 erscheint in den schriftlichen Quellen ein

Vogt Eberhard von Spandau. So alt dürfte auch der Spandauer Kietz sein, der wie auch die gesamte kleine Siedlung Pichelsdorf der Burg dienstbar war. In Köpenick ist die auf der Schlossinsel gelegene Burg spätestens während des Schlossbaus im 17. Jahrhundert an fast gleicher Stelle abgerissen worden. Dicht neben dem Schloss lag ebenfalls eine Dienstsiedlung, an die heute noch der Straßename „Kietz“ erinnert. Wie die Siedlung Pichelsdorf zu Spandau gehörten Rahnsdorf und wohl auch Schmöckwitz zur Burg Köpenick. Alle diese Siedlungen hatten zunächst kaum echte Landwirtschaft, sondern ernährten sich wesentlich vom Fischfang und -verkauf.

Bereits die Anlage der Stadt an einem neuen Ort bedeutete eine Veränderung sämtlicher überörtlicher Verkehrswege in dem gesamten Raum. Noch wesentlich nachhaltigere Eingriffe in die Landschaft brachten die frühen Gemeinschaftsaufgaben in den Städten mit sich. Für ihre Energieversorgung begann man mit landesherrlicher Unterstützung in Alt-Berlin wie auch

Blick auf die Mühlendammbrücke 1908. Sie ersetzte nach 1880 den Gehweg über den die Spree sperrenden Damm. Hinter dem Schleusengebäude die Zentrale der Berliner Sparkasse



in Spandau Stauwerke anzulegen. In Berlin hatte man etwa zwischen 1220 und 1230 die Spree durch den Mühlendamm auf voller Breite um ungefähr 1,50 Meter aufgestaut. In Spandau wurde für den gleichen Zweck die Havel oberhalb der Spreezuflüsse mit einem Sperrwerk, niederdeutsch „Möllendamm“ genannt, versehen. Das Wasser konnte in beiden Städten mehrere Mühlräder antreiben, die zum Beispiel für Mahl-, Säge-, Schleif- und Walkvorgänge benötigt wurden. Windmühlen waren zu dieser Zeit in Mitteleuropa noch nicht gebräuchlich. Für Berlin ist der Beginn des Mühlenstaus archäologisch erschlossen. In Spandau muss er ebenfalls vor 1232 erfolgt sein, da zu diesem Zeitpunkt in der schriftlichen Überlieferung eine „Flutrinne“, die für eine Mühlenanlage unerlässlich ist, erwähnt wird.

Die Auswirkungen des Mühlenstaus auf die oberhalb der Dämme gelegenen Umgebungen waren erheblich. Durch den Berliner Mühlenstau wurde eine bei Stralau befindliche weitere Furt unpassierbar, und tief gelegene Flächen, etwa an der Rummelsburger Bucht, wurden überschwemmt. In Spandau dürfte die Havel um die Insel Eiskeller und wohl auch Teile des Tegeler Sees durch den sowohl in Berlin wie auch in Spandau bis heute aufrecht erhaltenen Mühlenstau ihre gegenwärtige Gestalt erhalten haben.

Der Mühlenstau unterbrach den Schiffsverkehr auf der Spree in Berlin und von der Oberhavel südwärts in Spandau. Sämtliche Waren mussten umgeladen und dabei aufgrund landesherrlicher Privilegien für eine gewisse Zeit auf den Märkten in Berlin-Cölln beziehungsweise Spandau angeboten werden. In Spandau lag und liegt der Markt zentral in der Altstadt. In Alt-Berlin bestanden neben dem „Alten“ oder Molkenmarkt der „Neue“ Markt nahe der Spandauer Straße sowie in Alt-Cölln die um die Petrikerkirche zu Marktplätzen erweiterte Gertraudenstraße. Der Berliner Mühlendamm verband den Cöllnischen Fischmarkt an der Gertraudenstraße mit dem Molkenmarkt. An der Havel wurde nun der zuvor über den Spandauer Burgwall laufende West-Ost-Handelsweg von der Altstadt über den Spandauer Möllendamm und die Außenbereiche der Burg Spandau am nördlichen Ufer der Spree entlang über Berlin und Strausberg zur Oder gelegt. Die Entwicklung der Doppelsiedlung Berlin-Cölln zur Metropole des Landes begann. In Köpenick wurden die Spree und die Dahme nicht aufgestaut. Doch wa-

ren die Auswirkungen des Berliner Mühlenstaus dort noch spürbar. Im Schutze der Köpenicker Burg war ebenfalls eine im Vergleich zu Spandau und Berlin kleine Stadtsiedlung nebst Pfarrkirche entstanden.

Mittelalterliche Dorfsiedlungen mit dem Anger als Dorfmittelpunkt

Der Energiebedarf, der zum Bau der Mühlendämme in Berlin und Spandau führte, wurde in einer Zeit, als die Windkraft noch nicht für Mahlzwecke nutzbar war, vor allem für die Herstellung von Getreidemehl und Nutzholz gebraucht. Parallel zu den neu entstandenen Städten wurden im gesamten Raum östlich der Elbe bisher nicht oder gering landwirtschaftlich genutzte Flächen in Getreideäcker verwandelt. Im engeren Raum um Berlin geschah dies seit dem späten 12. Jahrhundert vor allem auf den lehmreichen Platten des Teltows, des Barnims und des Havellandes. Auch wenn einzelne Dörfer in unserem Raum erst im 14. oder sogar erst im 15. Jahrhundert in den schriftlichen Aufzeichnungen auftauchen, so dürfte ihre tatsächliche Entstehung dem späten 12. und 13. Jahrhundert zuzurechnen sein.

Die Dorfgründungen waren keineswegs eine lokale Aktion, sondern Teil einer gesamteuropäischen Entwicklung. Als Folge einer starken Bevölkerungszunahme auf dem europäischen Kontinent, vor allem in den gewerblich entwickelten Räumen Westeuropas von Nordfrankreich über England bis zu den Niederlanden, aber auch in Skandinavien, wurde weitaus mehr Getreide verbraucht als produziert. Neue Ackerflächen wurden überall unter den Pflug genommen, in Mitteleuropa vornehmlich in den bis dahin nur schwach besiedelten Gebieten östlich der Elbe, zum Beispiel in der späteren Mark Brandenburg. Menschen, die neues Siedlungsland suchten, gab es zwischen Rhein und Elbe genug. Dabei wurde planvoll vorgegangen. Zu jedem neuen Dorf gehörten als Kernausrüstung 40 bis 60 „Hufen“, an denen die Bauernstellen mit einem bis sechs Hufen Anteil hatten. Doch gab es auch kleinere (zum Beispiel Klein-Glienicke bei Potsdam mit sieben Hufen) und größere Dorfsiedlungen (zum Beispiel Rosen-, später Friedrichsfelde mit 104 Hufen). Die Hufen waren zugleich Steuer- wie auch Landmaß. In jüngerer Zeit umfasste eine Hufe 30 (Magdeburgische) Morgen



Ehemaliges Wohnhaus eines Kossäten in Wannsee

(= 7,66 Hektar). Die künftigen Bewohner wurden von „Lokatoren“ (Personen, die in der Regel mit der künftigen Dorfherrschaft in Verbindung standen und die Ansiedlung regelten) angeworben und zum Zielort geführt. Dort wurde den Neusiedlern je nach mitgebrachtem Besitz und Fähigkeit in dazu neu angelegten Dörfern ein größerer oder kleinerer Bauernhof beziehungsweise eine Kleinstelle oder nur ein Haus zugewiesen. Die Inhaber der Kleinstellen wurden als „Kossäten“, diejenigen, die nur ein Haus besaßen, als „Büdner“ bezeichnet. Auf dem Teltow gehörten im Durchschnitt sieben, auf dem Barnim fast die doppelte Zahl von Kossäten zu jedem Dorf.

Eine im Umfang aus dem üblichen Rahmen fallende Herrschaft wurde von dem geistlichen Ritterorden der Tempelbrüder wohl bereits vor der oder um die Jahrhundertwende vom 12. zum 13. Jahrhundert aufgerichtet und bildete für sich eine kleine Verwaltungseinheit (Komturei). Der nach dem Sitz des Komturs benannte Hauptort Tempelhof war Mittelpunkt eines geschlossenen Siedlungskomplexes. Dazu gehörten die Dörfer Mariendorf und Marienfelde, deren Namen auf die in

den Ritterorden besonders gepflegte Marienverehrung zurückgeht, sowie der vor 1360 zeitweise wüst liegende Ort Rixdorf. Insgesamt handelte es sich bei dem Ordenskomples um einen schmalen Landstreifen, der im Norden im Urstromtal beginnend ganz überwiegend nach Süden wesentlich auf der Hochfläche des Teltows gelegen war. Über die Gründe der Ansiedlung des Templerordens, dessen Vermögen in Mitteleuropa nach Auflösung des Ordens im Jahre 1312 dem zweiten großen Kreuzritterorden, den Johannitern, übertragen wurde, wurde viel gerätselt. Ein Grund für die Ansiedlung des Kreuzritterordens an diesem Ort ergibt sich aus der Lage anderer Besitzkomplexe in dem Raum um Oder und Warthe. Grenzgebiete zwischen unterschiedlichen Herrschaften wurden dort durch dazwischenliegende Ordenskomplexe gewissermaßen „neutralisiert.“ Die Tempelhofer Komturei entstand zu einer Zeit, in der unterschiedliche Herrschaftsträger, die Pommern aus dem Norden, die Polen aus dem Osten, die Wettiner aus dem Süden und die Askanier und zeitweise auch der Magdeburger Erzbischof aus dem Westen sich um den Raum zwischen Havel und Oder

Dorfkirchen

Im 13. Jahrhundert hatten sich die Markgrafen vertraglich verpflichtet, für den Kirchenbau und den Unterhalt des Gotteshauses und der dort tätigen Priester im Bereich der „Neuen Landen“ des Bistums Brandenburg durch ausreichende Landzuweisung zu sorgen. So konnten bereits im 13. Jahrhundert in vielen Dörfern stattliche Steinkirchen entstehen, die heute Zeugnisse der langen Siedlungstradition an ihren Orten sind. Die mannigfaltigen Bauformen der Kirchen waren über die Siedlungsgebiete beiderseits der mittleren Elbe wohl mit den Neusiedlern in das brandenburgische Land gekommen. Über ihre Entstehungs- und Bauzeit sowie Kirchweihen gibt es keine schriftliche Überlieferung. Nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg fanden etwa in der Dorfkirche Tempelhof archäologische Untersuchungen statt. Unter dem Kirchenbau der wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts gebauten Dorfkirche, die 1944 durch Bomben beschädigt wurde, entdeckte man unter einer durchgehenden Brandschicht einen

Vorgängerbau, dessen Anfänge wohl an den Anfang des 13. Jahrhunderts, vielleicht sogar noch früher, zurückreichten. Daneben wurden auch Kleinfunde, zum Teil slawischer Provenienz, geborgen. Die unüblich weit abseits des Dorfkerns gelegene Kirche bildete zusammen mit einem Wirtschaftshof und Wohngebäuden den Mittelpunkt der Ordenskommende.

Sorgfältig behauene und gesetzte Feldsteinquader weisen wohl auf ein besonders hohes Alter der Kirche hin. Im Spätmittelalter waren Kirchen außen verputzt, sodass darunter auch mit kleinen Lese- oder Backsteinen unregelmäßig aufgeführte Mauern verborgen sein konnten. Die Grundrisse waren mannigfaltig. Besonders aufwendig waren die Bauten mit breitem Westturm, anschließendem Längssaal und Chorraum und einer nach Osten als Halbboogen ausgeführter Apsis (z. B. Marienfelde). Trotz des wehrhaften Aussehens mancher dieser Kirchen konnten sie den Dorfbewohnern jedoch keinen nachhaltigen Schutz

„Zellendorf“, ebenso wie nordöstlich unweit Eberswalde, wo sich auch die Ortsnamen „Britz“ und „Wilmersdorf“ erneut finden. Mithilfe dieser Ortsnamen können wir sogar den Gang der Siedlung von Südwesten nach Nordosten nachzeichnen.

Nahezu jedes Dorf gehörte einer anderen Herrschaft an. Über größere Grundherrschaften verfügten kirchliche Einrichtungen, hier vor allem das vor Spandau (dem Klostertor) gelegene Benediktinerinnenkloster, das neben Dorfherrschaften (im Berliner Raum: Lietzow, Lankwitz, später auch Tegel, Lübars, Dalldorf [heute: Wittenau], Gatow und Kladow ferner Besitzanteile an weiteren Dörfern) auch Waldungen besaß. Wegen der Klosterfrauen wurden diese „Jungfernheide“ benannt. Die angrenzenden Spreewiesen hatten sie durch den „Nonnendamm“ erschlossen. Südlich davon hatten die Zisterzienser des Klosters Lehnin einen Besitzkomplex mit dem Ort Zehlendorf erworben.

Mit dem Siedlungsvorgang waren zugleich die Abgabenverhältnisse geklärt worden. Die persönlich freien Dorfbewohner zahlten Grundzins und Pacht. Darüber hinaus mussten sie auf dem Herrenhof, der etwa dop-

pelt bis dreifach so groß wie ein Bauerngut war, Dienste leisten, zunächst nur in der Erntezeit und dann nur an einem Tag in der Woche.

Das von den Bauern erzeugte Getreide war wesentlich für den Export bestimmt. Über die Städte – hier über Berlin und Cölln, im geringeren Maße über Spandau – wurde das Korn in die Nordseehäfen nach Westeuropa oder Skandinavien verschifft. Der Getreide- und Holzhandel war das Fundament, auf dem der Reichtum der führenden Schichten in den Städten beruhte, und ermöglichte die Einfuhr von Importwaren wie feinen Textilien, Metallwaren, Salz und Gewürzen. Die Aufsiedlung der Hochflächen des Teltows und Barnims ließ Berlin-Cölln zum Nahmarkt der beiden agrarischen Landschaften Teltow und Barnim werden. Spandau wurde Mittelpunkt des östlichen Havellandes. Die Flusstäler an Dahme und Spree blieben dagegen weiterhin waldreich und waren nur schwach besiedelt. Köpenick blieb deshalb in der Stadtentwicklung zurück.

Bis in die Gegenwart blieb – vor allem im innerörtlichen Bereich – das mittelalterliche Straßen- und Wege-

bieten. Die schlichteste Kirchenbauform, die besonders häufig anzutreffen ist, bestand in einem einfachen Rechtecksaal, der noch von einem Fachwerkturm gekrönt werden konnte. Daneben finden sich vielfältige Mischformen. Die auf sorgfältig gelegtem Feldsteinfundament errichteten Kirchbauten wurden nach Zerstörungen, zum Beispiel im Dreißigjährigen Krieg, zunächst in ihren Grundformen wiederhergestellt. Erst im 18. Jahrhundert sollte sich dies grundsätzlich ändern. In Buch ließ der vermögende Staatsminister und Gutsherr Adam Otto von Viereck zwischen 1731 und 1736 die mittelalterliche Kirche durch einen mit einer Kuppel gekrönten barocken Zentralbau ersetzen. Nach den friderizianischen Kriegen geschah Gleiches in den Amtsdörfern Schöneberg und Zehlendorf in sehr unterschiedlicher Gestalt. Der Dorfbrand von 1790 erforderte den Neubau der Lübarser Dorfkirche in barocker Gestalt. Die mittelalterlichen Fenster der Gebäude waren klein und ließen wenig Licht in den Innenraum. Dies

änderte man in fast allen Kirchen in der Barockzeit oder spätestens im 19. Jahrhundert, indem man größere Fenster einsetzte.

Im 19. Jahrhundert reichte der Platz in den Dorfkirchen angesichts der Bevölkerungsentwicklung nicht mehr aus. Vielerorts kam es zum Abriss der alten und der Errichtung einer neuen Kirche in dichter Nachbarschaft (Stolpe/Wannsee, Lietzow/Charlottenburg, Steglitz, Wilmersdorf, Friedrichsfelde). In anderen Gemeinden bemühte man sich durch Anbauten (Pankow, Weißensee, Niederschönhausen), die zum Teil die alten Kirchen fast unkenntlich machten, Alt und Neu zu verbinden.

Im Zweiten Weltkrieg kam es wiederum zu Zerstörungen und Beschädigungen in zahlreichen Kirchen, die jedoch bis auf die Kirche von Malchow alle wiederhergestellt werden konnten. In Lietzow/Charlottenburg wurde die „neue“ Kirche von 1910 nach dem Krieg 1960/61 durch ein „modernes“ Gotteshaus ersetzt.



Der Dorfanger mit der Dorfkirche in Alt-Marzahn



Auf dieser Karte aus dem Jahr 1786 sind das Hufenland und die Waldgebiete rund um Berlin deutlich erkennbar.

netz erhalten. Dies betraf auch die in alle Richtungen verlaufenden Wegeanschlüsse an den Ortsausgängen und ehemaligen Stadttore. Erst die unter dem Zeichen des Autoverkehrs entstandene Straßenplanung nach dem Zweiten Weltkrieg hat hier Änderungen gebracht.

Die Berliner Hufen – die größte zusammenhängende Ackerfläche Brandenburgs

Landwirtschaft wurde nicht nur in den Dörfern betrieben. Neben dem Handel gehörte auch die Produktion von Agrarerzeugnissen zur städtischen Wirtschaft. Auf dem Barnim nordöstlich von Alt-Berlin standen dazu seit dem 13. Jahrhundert allein 120 Hufen, die wohl größte zusammenhängende Ackerfläche der Mittelmark, zur Verfügung. Die zu Cölln gehörende

Feldmark unterschied sich davon stark. Sie lag im Urstromtal der Spree mit ihren wenig fruchtbaren Tal-sanden und umfasste wohl lediglich zwei große Felder mit nur 28 Hufen. Im Süden gehörten die ertragreicheren Böden am Rande des Teltows bereits zu Tempelhof, sodass vermutet werden kann, dass die Cöllner Feldmark später als die des benachbarten Bauerndorfes des geistlichen Ritterordens eingerichtet wurde.

Auf den nicht für den Ackerbau geeigneten Böden, zumeist Tal- und Dünensanden, waren die Waldungen nicht abgeholzt worden. Einige von ihnen gelangten in städtischen Besitz und waren für die Versorgung mit Bau- und Brennholz sowie als Viehweide von großer Bedeutung. Eine geordnete Forstwirtschaft gab es noch nicht. Insbesondere die Brennholzsuche hatte die Baumbestände gelichtet. Die offenen brandenburgischen Waldungen wurden als „Heiden“ bezeichnet. Mitunter waren auch bewusst Bäume unterschied-